

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 18

Artikel: Der Würger von Taschnapur : die Geschichte eines schwarzen Panthers
Autor: Richter, J. Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670456>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Pferdeäpfel sammeln darf. Auf das Verklingen der Schmerzen in seiner Brust. Das ganze Leben ist ein Bescheiden und Sichfügen gewesen, jetzt aber darf er warten. Und als am andern Ende der Strasse eine Frau mit hellen, um den Kopf geflochtenen Zöpfen auftaucht, ist sein Kopf gegen die Scheibe gesunken, an welcher der weisse Hauch seines Atems langsam sich verliert und nicht mehr sich erneuert.

Sonne liegt über dem Haus, das dem Samuel Hirt gehörte.

J. Hans Richter

DER WÜRGER VON TASCHNAPUR

Die Geschichte eines schwarzen Panthers

Wir hatten damals auch einen schwarzen Panther in Fangauftrag bekommen, und der bekannte Tierpark in D. hatte uns um ein möglichst schönes und kräftiges Exemplar gebeten. —

Wir fingen den Panther im Gebiet von Trawankur in Südindien. — Mike und ich hatten eine der bekannten Ziegenfalle aufstellen lassen, in der sich der Räuber fängt, ohne dass dabei der kleinen harmlosen Ziege ein Leid geschieht, denn sie befindet sich am Ende der Falle, hinter einem besonderen Gitter. — Sicher ist die Nachbarschaft der tobenden Bestie nicht gerade angenehm für das kleine Zickel, aber die Tiere überstehen das Abenteuer sehr gut und sind heilfroh, wenn sie dann befreit werden. —

Mike und ich hatten uns abwechselnd um die Falle gekümmert. Ich war gerade wieder «Fänger vom Dienst», als ich beim Näherkommen an die Falle ein unbeschreibliches Wüten und Toben in derselben hörte. — Ich lief schnell ins Lager zurück und weckte Mike und die Schikaris, unsere eingeborenen Helfer. —

Dann standen wir vor der Falle, in der ein prächtiges Exemplar eines ausgewachsenen schwarzen Panthers einzigartig wütete. Eine besonders grosse, schlanke der gefürchteten schwarzen Baumkatzen war uns in die Falle gegangen. Sie hatte eine Länge von über zwei Meter — mit dem ungefähr achtzig Zentimeter langen Schweif. Mit hustenartig anmutenden, scharfen Urlauten, die wie «Hura — ak» klangen, und mit unbeschreiblichem, rasselndem Knurren empfing uns die schwarze Bestie, und wir glaubten, die stabile Falle würde von dem Toben auseinanderbrechen! — Ja, es ist nicht zuviel gesagt, wenn man den schwarzen Panther die schönste Raubkatze auf dem Erdenrund nennt; wirklich eine «vollkommene» Katze.

Unser Gefangener trippelte bald auf seinen sammetweichen Pfoten unhörbar hin und her, und dann wieder schlug er aus eben diesen sammetweichen Pfoten heraus die wirklich unheimlichen Klauen in die Gitterstäbe der Falle und versuchte diese zu zerkaulen. — Er zeigte ein gewaltigeres Gebiss als das des Tigers, und es lief uns warm und kalt über den Rücken. —

Schön, geschmeidig, kräftig, behende, kühn und verschlagen — ja, das gefährliche Raubtier in vollendetem Ausbildung, das ist der gefürchtete schwarze Panther! Biegsam und federnd, elegant, boshart, hasserfüllt, tobend, wild, mordlustig, rachsüchtig — so ist dieses einmalige, ranke Raubtier! Schwarz das feine Fell; nur, als einmal die kräftig und schnell emporgekommene Sonne auf dem Fell spielte, konnte ich die musterartige, aber sonst vollkommen in Schwarz vergehende Färbung sehen.

Ich kehrte erst aus meinem Gedankengang zurück, als ich sah, wie Mike die kleine zitternde Ziege aus ihrem abgeteilten, kleinen Käfig in der Falle herausliess. Sie tobte sofort ab wie die Pest — vor lauter heller Angst. —

Dann stellte sich Mike mit verschränkten Armen vor die Käfigfalle und musterte das gegen ihn angreifende schwarze Raubtier mit eisiger Ruhe, dabei die Augen zu einem schmalen Spalt zusammenziehend. — Was war plötzlich mit Mike los? — So hatte ich ihn in den vergangenen acht Wochen, die wir für Bennett & Co. auf Raubtierfang waren, noch nie gesehen.

Dann sah ich, wie Mike langsam die geflochtene kurze Lederpeitsche vom Gürtel nahm und einmal, zweimal, dreimal, wie unsinnig, über den Fallenkäfig schlug! Einmal flitzte die schwere doppeltgeflochtene Lederschnur der gefährlichen,

kurzen Peitsche zwischen die Gitterstäbe hinein und fetzte über den Rücken der schwarzen Bestie! Das gab ein höllisches Inferno, vor dem wir augenblicklich, wie Schutz suchend, alle zurückwichen. — Nur Mike nicht. — Dann drehte er sich plötzlich auf dem Absatz herum und liess uns, ohne ein Wort zu verlieren, stehen. —

Ich schaute ihm nach und wunderte mich über sein unerklärliches Verhalten. — Ich rief ihm nach: «He! Mike! Sollen wir den schwarzen Teufel in den Transportkäfig II» einschleusen?» Da drehte sich Mike kurz herum und sagte abwesend: «Ueberlass ich heute alles dir ... habe mit dem verdammten Vieh nichts zu tun ...!» Dann stapfte er weiter, auf unseren Wohnwagen zu und verschwand in diesem, die Tür nicht eben sanft hinter sich zuschlagend. — Ich schüttelte nur den Kopf und verfrachtete zusammen mit den Schikaris, mit einiger, nicht unerheblicher Mühe, den schwarzen Panther in das für ihn «reservierte» Abteil im grossen Transportkäfig II. —

Hier endlich legte sich die unglaubliche Wut des mordlustigen Raubtieres, und fast apathisch lag der riesige, schwarze Panther in einer Ecke des Käfigs und hatte Augen, die nur noch schmale Striche waren. — Als ich aber an den Käfig herantrat, war er auch schon am Gitter und fetzte mit den unerhört scharfen und grossen Klauen in die Gitterstäbe, dass ich meinte, Funken gesehen zu haben! — Bei jedem Annähern von uns an den Transportkäfig flog die einmalig schöne, tief-schwarze Bestie mit Fauchen und klirrendem Knurren an die Gitterstäbe, dass der schwere Käfig wackelte. — Als ich in den Wohnwagen stieg, sass Mike am Feldtisch, den Kopf in die Hände gestützt und schien mein Eintreten gar nicht zu bemerken. — Da trat ich auf ihn zu und sagte: «Mike ... entschuldige bitte ..., aber was hast du plötzlich, alter Junge?»

Da blickte Mike auf und zu mir hoch und sagte: «John, nimm mir das alles nicht übel ... du kannst ja nicht wissen, was damals war ... ich könnte diesen schwarzen Hund abknallen, wenn wir nicht froh sein müssten, so ein Exemplar wie diese schwarze Bestie überhaupt bekommen zu haben!»

Und dann erzählte mir Mike die nun folgende, furchtbare Geschichte:

Wir sassen damals, vor einigen Jahren, in dem kleinen zentralindischen Nest Taschnapur, und ich war noch kein Tierfänger damals, sondern arbeitete für Glenn & Co. an der Seilbahn. — Es war eine Schinderei für die Leute, vor allem für uns

Handvoll Weisse, zu denen meine Frau, mein Junge, zwei Ingenieure und einige Techniker gehörten. — Alles andere waren Eingeborene. — Ich hatte als Boss die Verantwortung für das Bauunternehmen zu tragen, das in der lähmenden Hitze und dem katastrophalen, sintflutartigen Regen, der folgte, nur verhältnismässig träge und langsam voranging. — Da kam eines Tages einer unserer indischen Vorarbeiter zu mir und brachte ein verängstigt dreinschauendes eingeborenes Mädchen und einen ebensolchen Bauern mit und doltete, dass beide die weissen Männer bitten möchten, mit den Gewehren zu kommen, da seit Tagen ein unheimlicher, riesiger schwarzer Panther das Dorf in Grauen versetze! Es seien bereits viele Tiere den urplötzlich, wie aus dem Nichts heraus erfolgenden Ueberfälle dieser unheimlichen Bestie zum Opfer gefallen. Es sei eigenartig, dass dieser schwarze Panther seine Opfer fast alle lediglich nur reisse, also ihnen die Kehle durchbeisse, Blut aussaugt und dann genau so blitzschnell, wie er gekommen ist, verschwinde! Und nun habe er auch noch das Mädchen verfolgt, das sich nur durch einen glücklichen Zufall in einer mit einer Tür versehenen Hütte habe retten können, die von der Bestie eine Zeitlang belagert wurde; sie sei aber dann durch einen des Weges daherkommenden Wagen verscheucht worden. — Wir sagten dem Bauern Hilfe zu und verabredeten uns für den nächsten Tag. —

Am nächsten Tag herrschte eine lähmende Treibhausluft, als wir in Taschnapur eintrafen, um uns von den Indern die Angriffswechsel des schwarzen Panthers zeigen zu lassen. — Das Gelände, in dem die Bestie vermutet wurde, war eine Felskuppe, die mit Blöcken und Trümmern des Gesteins übersät war. — Fürwahr, ein trefflicher Schlupfwinkel für die grosse Raubkatze. —

Die Bauern sagten uns, dass der schwarze Teufel vor allem verspätet und vereinzelt heimkehrendes Vieh reisse.

Wir gingen äusserst vorsichtig zu Werke, denn die Bestie musste ein besonders angriffs- und mordlustiges, verschlagenes und gewandtes, ja schlaues Exemplar ihrer Gattung sein. —

Meine Frau, die eine nicht unbekannte Jägerin gewesen ist, war etwas im unübersichtlichen Gelände hinter uns zurückgeblieben, während unser fünfzehnjährige Junge, Gert, in meiner unmittelbaren Nähe blieb, obwohl er auch mit einer guten Büchse bewaffnet war. —

Ich hatte das scharfe Jagdglas unentwegt an den Augen und tastete jeden Felsen ab, aber nirgends war etwas von der gefährlichen schwarzen Bestie zu bemerken.

Da hörten wir plötzlich kurz hintereinander zwei Schüsse durch die grosse Felsenburg peitschen und sofort darauf einen markerschütternden Schrei! — Es war die Stimme meiner Frau! Wir hasteten über Felsbrocken stolpernd zurück ... da sahen wir die grauenhafteste Katastrophe ... meine arme Frau, mein guter, treuer Kamerad, und Gerts beste Mutter, lag mit dem Gesicht auf dem Boden und über ihr eine unwahrscheinlich grosse Raubkatze, der Würger von Taschnapur! Der schwarze Panther! — Ich stoppte meinen rasenden Lauf, riss die Büchse hoch und liess fahren ... einmal ... zweimal ... dreimal ...! Der Panther aber federte in einigen Riesenfluchten über die Felsbrocken davon und war, unverwundet wie es schien, verschwunden!» Hier machte Mike eine Pause und fuhr sich, in Erinnerung an das grauenhafte Erleben, über die Augen. — Dann fuhr er fort zu erzählen:

«Ich will es kurz sagen, John, meine Frau lebte noch ein paar Stunden — dann war es zu Ende mit ihr; wir konnten ihr nicht mehr helfen, beim besten Willen nicht, und wir begruben sie neben unserem Bungalow. — Unser lieber, grosser Junge, Gert, war untröstlich, und von mir brauche ich dir nichts zu erzählen. — An diesem Tage leistete ich einen Schwur: Der Würger von Taschnapur wird zur Strecke gebracht und koste es was es wolle! Darauf hinaus aber wird jeder schwarze Panther, der mir vor die Büchse kommt, abgeknallt, ganz einfach abgeknallt oder solange verfolgt, bis er mir vor die Büchse kommt!

Ich fand keine richtige Ruhe zur Arbeit mehr; der Tod meiner lieben Frau und die versprochene Sühne liessen mich nun nicht mehr los. — Ich pirschte jede freie Minute, die ich nur irgendwie hatte, durch die Felsenburgen der Umgegend, wo sich die schwarze Bestie unbedingt aufhalten musste. —

Einmal traf ich auf sie, aber bevor ich das Ge- wehr hoch hatte, war sie wie ein schwarzer Riesen- schatten verschwunden. —

Am nächsten Tage kamen zwei indische Bauern mit allen Anzeichen von Entsetzen in unser Lager gestürzt und berichteten von dem grauenhaften Ueberfall des schwarzen Teufels auf ein in der Hütte ihrer Eltern krank darnieder liegendes Mäd-

chen. — Sie war von dem eingedrungenen Würger furchtbar zugerichtet worden. — Als wir im Dorfe eintrafen, war das Mädchen bereits gestorben. —

Das war das zweite Menschenopfer der gefährlichen Bestie, die jetzt auch nicht mehr vor den menschlichen Behausungen Halt zu machen schien. — Mein Vorsatz wurde immer unumstösslicher: Ich musste eine Begegnung mit dem schwarzen Mordpanther herbeiführen! Aber alles blieb vergeblich, trotzdem ich ihn einige Male schon fast im Laufe hatte. —

Dann sollte das dritte Opfer fallen. — Mein indisches Boy Suray war gerade mit dem Putzen der Windlichter auf der Veranda unseres Bungalows beschäftigt, als ich ihn plötzlich einen markerschütternden Schrei ausstossen hörte!

Ich riss die seit Tagen immer in meiner unmittelbaren Nähe befindlichen Büchse an mich und stürzte auf die Veranda! Da sah ich wieder das grauenhafte Bild: Der Würger von Taschnapur, diese unheimliche, grosse, schwarze Bestie hockte über dem vergeblich hin und her schlappenden Körper meines getreuen Boys Suray und hatte ihm den Fang tief in den Hals geschlagen! Ich zögerte keine Sekunde, die Waffe flog hoch und die Schüsse peitschten aus dem Lauf! Da schwang sich die pechschwarze Raubkatze mit einem unwahrscheinlich federnden, geduckten Sprung über das Geländer der Veranda hinweg; dann knackte und rauschte es im Gebüsch um den Bungalow. — War dieser verdammte Panther verhext oder was war los? Plötzlich erscholl ein weiterer furchtbarer Schrei aus menschlicher Kehle! „Zum Teufel! Was ist los?“ brüllte ich vor ohnmächtiger Wut und eilte die paar Stufen der Verandatreppe hinab! Da sah ich es: vielleicht dreissig Meter von unserem Bungalow entfernt lag einer unserer Schikaris, der — sicher durch meine Schüsse alarmiert — herbeigeeilt und dabei dem abspringenden Raubtier gerade in den Weg gekommen war. — Er lag schon ganz still und war tot, als ich zu ihm trat. — Von der schwarzen Raubbestie aber war weit und breit nichts zu sehen. —

Der Tod bei dem Schikari war durch den nunmehr schon sattsam bekannten furchtbaren Biss in die Kehle des Opfers eingetreten. — Genau so verhielt es sich bei unserem Boy Suray, den ich, auf die Veranda zurückeilend, in den Armen meines Jungen, Gert, tot vorfand. — Ich konnte das Geschehen nun auf keinen Fall mehr selbst verantworten und schickte einen Bericht über meine Firma an die Regierung. —



Fährt es? Fährt es nicht? Foto Geissbühler

Inzwischen musste ich auch meinen Jungen in Sicherheit bringen, und ich schickte Gert, so schwer mir auch die Trennung von ihm fiel, zu meinem Bruder nach Bombay, wo er auch in der Frau meines Bruders eine zweite Mutter fand. —

Bevor jedoch die späte Antwort der Regierung eintraf, sollte sich das Schicksal des schwarzen Würgers von Taschnapur erfüllen. — Vorerst aber sollte ich noch durch einen seltenen Zufall zwei dieser geschworenen Feinde von Mensch und Tier vor den Lauf bekommen. — Das war so:

Ich wusste, dass die schwarze Bestie ihre Behausungen in der wildzerklüfteten Felsenburg draussen im Gelände weit vor dem Dorfe haben musste, denn dort hatte ich in der Regenzeit ihre grossen Trittsiegel deutlich ausmachen können. — Ich ging nun in der inzwischen eingebrochenen Paarungszeit einmal bei Nacht hinaus und legte mich auf einer etwas höher liegenden Felsplatte zurecht, von der aus ich den Kessel gut überblicken konnte, in dessen Felsenhöhlen ich das Raubnest der schwarzen Bestie vermutete. —

Der Mond schien ganz hell und der Wind stand äusserst günstig von der Felsenburg zu mir herüber. — Ich wartete lange, aber dann sah ich plötzlich einen schwarzen Schatten aus den Felsen auftauchen, der wie von der Sehne geschnellt in den arenaartigen Felsenkessel hineinstob! Mich packte das Jagdfieber und ich dachte an meinen Schwur! — Doch — was war das? ... noch ein schwarzer Panther kam in das ungefähr zwanzig Meter im Durchmesser betragende Felsenrund! Es musste ein Weibchen sein, denn sofort begann der zuerst gekommene Panther seine Liebeswerbung um das Tier. Diese zweite Raubkatze war allerdings weitaus grösser als die erste. — Sollte die zweite Bestie der Würger von Taschnapur sein? — Ich überlegte nicht lange, denn roher Hass lohte in mir auf, und ich hob vorsichtig die Büchse! In diesem Augenblick aber erschien wie aus dem Boden gewachsen — ein dritter schwarzer Panther! Ich konnte alles ganz genau verfolgen, da der Mond sehr hell schien und sich meine Augen an das Licht gewöhnt hatten. Und nun begann zwischen dem zuerst gekommenen und dem zuletzt gekommenen Raubtier ein grimmiger und erbitterter, höllischer Zweikampf, von dem sich die als zweite aufgetauchte, grössere Bestie, schweifwedelnd und abwartend zurückzog! Die Rivalen, denn es konnten nur zwei männliche Tiere sein, umkreisten sich, die bekannten hustenartig scharfen Fauchlaute ausstossend und zuweilen in ein furchtbare rasselndes Knurren ausbrechend, um schliesslich mit dem urigen, kampfrufähnlichen «Hura — ak» aufeinanderloszuschlagen! Bald waren sie nur noch ein verbissener Knäuel zweier schwarzer Leiber! Ich überlegte lange, ob ich den ersten Schuss auf das abwartend beiseite stehende weibliche Tier, das seinen Größenverhältnissen nach unbedingt der Würger von Taschnapur sein musste, abgeben sollte. Es schien irgendwie Witterung von mir bekommen zu haben, denn mit einem Warnlaut sprang es plötzlich ab, zwischen die Felsblöcke hinein. — Die zwei männlichen Bestien waren wohl gewarnt dadurch und warfen auf. Zu spät! Vier Schüsse jagten aus meinem Schnellfeuer-Jagdgewehr ... dann wälzten sich die beiden Bestien schreiend und geifernd in ihrem Blute. —

Nach einer Weile stieg ich auf den ‚Walplatz‘ hinunter, selbstverständlich nach allen Seiten sichernd, und gab den schwarzen Teufeln den Fangschuss. —

Am Morgen liess ich die toten Raubkatzen von dem Kampfplatz wegholen. — Die indischen Schikaris und Dorfbewohner wussten vor lauter Freude nicht, was sie anstellen sollten. — Von da an herrschte lange Zeit Ruhe, und der Friede kehrte wieder im Dorf ein. Sie waren fest davon überzeugt, dass eines der beiden zur Strecke gebrachten Raubtiere der Würger von Taschnapur sei. — Ich aber war mir im klaren darüber, dass keine der beiden Bestien der Würger war. — Es blieb, wie gesagt, lange ruhig. — Dann wurden plötzlich wieder Ueberfälle auf Tiere gemeldet. — Und dann wieder der erste Ueberfall auf einen Inder! Der Würger war wieder da! Gefährlicher denn je! Ich vermutete richtig, wie sich bald herausstellen sollte: der Würger war ein weibliches Tier und hatte nun Junge. Das säugende Tier aber wurde nun noch einmal zur Geissel des Dorfes und der Umgebung! Es schlug, was ihm vor den Fang und in die dolchscharfen Klauen kam, und bald waren es bereits wieder einige Menschen, die seine Opfer wurden.

Da wartete ich nicht mehr. Ich handelte, und zwar setzte ich mich täglich in dem Kessel des früheren Pantherkampfes an. — Und eines Tages wurde meine Mühe belohnt. Ich sah den riesigen, weiblichen schwarzen Panther! Den Würger von Taschnapur! Ein gewaltiges Tier, diese heimliche Raubkatze. — Und ich schoss ... nicht, denn ich wollte nicht nur die Mordbestie unschädlich machen, sondern auch den Wurf, den ich in der Felsenhöhle der Bestie richtig vermutete. —

Ich folgte geraume Zeit nach dem Vorüberschleichen des Panthers den gewaltigen Trittsiegeln, die er trotz grösster Vorsicht in dem zwischen den Felsblöcken manchmal etwas feuchten Grund zurückgelassen hatte. — Da hörte ich plötzlich, entfernt, aus einer tiefen, aber sehr geräumig scheinenden Felshöhle, klägliches Raunzen und Miauen! Ich stand auf einer gegenüberliegenden Felsmasse ungefähr zwanzig Meter entfernt von der Höhle des schwarzen Würgers von Taschnapur!

Fast konnte ich es nicht fassen ... visionär tauchte die furchtbare Jagdkatastrophe von damals vor meinem geistigen Auge auf, damals, als ich meine liebe Frau und damit meinen besten und treuesten Kameraden verlor ...

Ich prüfte den Wind und liess mich gegenüber dem geräumigen Eingang zur ebenso geräumigen Felsenhöhle im Schutze der grossen Felsennase nieder, von wo aus ich in etwa zwanzig Meter Ent-

fernung den Eingang sehr gut im Auge behalten konnte. —

Da kam das gewaltige Tier plötzlich seitlich aus dem Felsengewirr heraus auf den Eingang der Höhle zu, ein Stück Kleinwild im Fang! Es schlich federnd und sehr vorsichtig in den Eingang der Raubburg und verschwand darinnen. — Welch ein Glück, dass ich zufällig nicht direkt vor die Höhle geraten war, denn dann hätte das Raubtier sofort Witterung von mir am Boden aufgenommen. Das aber hätte meinen — an und für sich eigentlich wahnsinnigen — Plan zerstört, den ich mir blitzschnell zurechtgelegt hatte: Erst die Jungen und dann die Alte! Mein Hass kannte damals keine Grenzen. — Da sah ich ihn von meinem Beobachtungsstand aus wieder auf Raub ausziehen, den Würger von Taschnapur. — Reizbarer, entschlossener und grausamer schien die säugende Alte zu sein. Federnd, geschmeidig, und nach allen Seiten witternd verliess sie den Eingang zur Felsenhöhle. Welch weiteres Glück für mich, dass der Wind scharf von der Bestie auf mich zu stand. — Dann sprang die Bestie ab und verschwand zu neuen Untaten zwischen den Felsbrocken. —

Da handelte ich! Ich kletterte schnell von meiner Felsennase herab und ging in die Felsenhöhle hinein, in der ich nicht einmal gebückt zu gehen brauchte, und in der ich ein männliches Tier nicht zu fürchten hatte, da der Alte sicher einer der von mir damals abgeschossenen Panther gewesen sein musste. —

Heute will mich mein damaliges Unterfangen wie Wahnsinn anmuten. — Das Miauen und Runzen wurde stärker, und plötzlich sah ich vor mir, im Lichte des hinter mir liegenden Höhleneinganges, vier junge Panther, die gerade erst vor einigen Tagen sehend geworden sein konnten, was meist zehn Tage nach der Geburt eintritt. — Die offensichtliche tollpatschige Zutraulichkeit rührte mich jetzt irgendwie an und brachte mich etwas aus dem Konzept. Ich liess die tausendfach notwendige Aufmerksamkeit für einen Augenblick lang ausser acht und überlegte.

Da fauchte es plötzlich am Höhleneingang unmissverständlich und wütend auf, in ein furchtbare Knurren übergehend! Ich schnellte herum! Gerade noch im richtigen Augenblick! Ich riss die Büchse hoch und hielt mitten zwischen die auf mich zufliegenden grün phosphoreszierenden Lichter ... einmal ... zweimal ... der Donner der Schüsse brach sich vielfältig in der mannshohen, geräumigen Höhle. Es wollte mir fast die Trom-

Georg Thurer

BLÜHENDE HOLUNDER

*Versage dir vielerlei Dinge,
Doch nimmer den Duft des Holunders.
Er bringt dir auf schimmernder Schwinge
Die zarteste Ahnung des Wunders.*

*Wer bietet den Irrenden Dächer,
Den Bebenden sichere Lehne,
Flicht Liebenden grüne Gemächer?
Holunderbaum, den ich ersehne!*

*Er holt aus krustigem Grunde
Das Dumpfe und formt es in Dolden.
Was drunten verschattet im Schrunde,
Darf droben in Sternen ergolden.*

*Noch wohnen im flüsternden Laube
Die Stimme all derer, die kamen
Und hier von dem Bluste ich glaube
Ein Sternlein im Haar mit sich nahmen.*

*Verzichte auf viele Gesellen,
Doch halte die Treu dem Holunder.
Er wird dir die Nächte erhellen
Und weist uns die Wege zum Wunder.*

melfelle zerreißen. — Im Fallen noch riss der todgeweihte, riesige Würger von Taschnapur mir die rettende Büchse aus der Hand ... keine Sekunde zu spät hatten die zwei schweren Geschosse den gewaltigen Schädel der gefährlichen Bestie durchschlagen ...

In memorian ... es war alles gesühnt ...

Eine Handbreit vor mir verzuckte dieser vielfache schwarze Menschenmörder sein Leben, und als ich ihm nach geraumer Weile meine gute Büchse aus den dolchscharfen Klauen wand, sah ich noch einmal in seine gewaltigen, schon gebrochenen, grünen Lichter, und aus dem geöffneten, furchtbaren Fang stieg der stinkende Raubtiergeruch vor mir auf. — Ich habe seither nie wieder bei irgendeiner Raubkatze ein so gefährliches, riesiges, aber auch schönes Gebiss mit so einmaliigen, unheimlichen Reisszähnen gesehen ...!»

Mike schwieg. — Ich wagte nicht zu sprechen. — Es war feierlich still in unserem Wohnwagen.

— Ich wollte nach den jungen Panthern fragen. Da sagte Mike: «Die Jungen waren erst ganz still und hatten sich vor dem unbekannten Donner der Büchse und aus Angst in die äusserste Ecke der Felsenhöhle zurückgezogen, aus der sie nun kläglich raunzten und miauteten. — Ich umfasste sie mit einem Blick ... und brachte es nicht übers Herz, sie zu töten ... mein Hass war erloschen ... und ich wusste, dass mich meine Frau verstehen würde ... ja, dass sie mich nicht verstanden hätte, wenn ich mich an den kleinen, mutterlosen und schuldlosen Spielzeugtieren gerächt hätte. — Der Würger von Taschnapur lag auf der Decke, und mein weiterer Schwur lautete: jeder ausgewachsene Panther, der mir vor die Büchse kommt ... Wir zogen die kleinen Raubkatzen, die jung noch nicht die charakteristische schwarze Färbung zeigen, sondern ein mehr heller gemustertes Fell tragen, so lange mit Milch gross, bis sie Bernet & Co., Grosstierfänger und Raubtierimport, abholten. —

Die vier «Taschnapur-Kinder» aber leben irgendwo verstreut in den Zoologischen Gärten der Welt und bringen nie Unglück über friedliche Menschen und Tiere!»

Traugott Meyer

D I E D O R F L I N D E

Ich kam wieder einmal in mein Dörfchen, das auf der Hochebene zwischen Ergolz- und Eital liegt. Aber ich kannte es kaum mehr. Nicht, weil es während meiner Abwesenheit ein paar neue, sogar moderne Häuser gegeben hat und weil das Schulhaus gestrichen worden ist. Nein, das andere...

Ich merkte es freilich schon, als ich zum Wald herauskam. Ich traute meinen Augen nicht mehr recht und blieb stehen. Doch wie ich auch schaute — alles war wie ehedem: Dach an Dach, ab und zu Baumkronen, dann ein hoher Giebel, ein Ge- wirr von Scheunen und Schöpfen; aber mitten im Dorf gähnte eine Lücke. Und just das war das andere: die Linde fehlt!

Sie ragte doch immer über alle Dächer hinaus. Wenn einer aus dem Dorf ins Tal verreiste, schickte sie ihm gewöhnlich noch ein letztes «Lebwohl!» und «Behüt dich Gott!» nach. Und kam

man wieder herauf nach Hause — war nicht die Linde die erste, die «Grüssgott!» sagte? Das war doch nie anders, so lang ich weiss.

Ich sehe es noch heute, wie ich seinerzeit mit meinem Bündel fortging. Am Waldrand hinter dem Dorfe kehrte ich mich unwillkürlich nochmals um — und da war es mir, die Lindenkrone schaue auch gar traurig über die Häuser. Schon fuhr ich mit dem Handrücken gegen die Augen. Und als ich dann in der Fremde war, musste ich nur vor mich hinsehen — und alles war da: das Hinterdorf, Dach bei Dach, und über die Dächer empor ragte der stets rauschende Wipfel der Linde.

Und jetzt ist sie also nicht mehr. Und das ganze Dorf ist nicht mehr, wie es war. Mögen die Häuser noch so sicher am gleichen Platze stehen, die Scheunentore mit denselben «Ehrenzeichen» und Andenken geziert sein und die vielen Fensterscheiben leuchten und glänzen wie damals, wie immer — das Dorf ist anders geworden, das Eigenartige, Charakteristische fehlt ihm: die Linde.

Als ich dann gegen die ersten Häuser kam, traf ich ganz unverhofft den Schochenbaschi. Er stapfte so gebeugt davon und saugte an seinem glutlosen Pfeifchen so heftig wie früher. Ich rief ihm zu und fragte, was es denn gegeben habe. «Jaso, du bist's?» meinte er. Und als ich ihm erklärt hatte, was ich wissen möchte, sagte er trocken: Jaja, die Linde. Es nahm sie halt auch. Letzthin, als der Sturm so wütete.»

Eine Weile sog er an seinem kalten Pfeifchen, dass es Höhlen in die Backen gab. Dann fing er wieder an: «Ein Schlag, ein Krach — und da lag sie. Von oben bis unten gespalten. Begreiflich, halb abgestorben. Halt halt! Gleichwohl hätte es bei einem Haar noch ein Unglück gegeben. Im Hinschlagen streifte sie nämlich die Ziegelhütte, nahm allerdings nur einige Dutzend Ziegel und Dachlatten mit.»

So aufgeklärt ging ich dann zum Dorfplatz, wo die Linde gestanden ist. Vor der Ziegelhütte lagen die Aeste, schön aufgeholzt. Neben der Kegelbahn reihten sich mächtige Scheite, die aus zersägten und gespaltenen Teilen des Stammes und der stammdicken Unterästen stammten. Welche Hauen! Nicht weit davon entfernt lag der Stock. In ihm staken noch zwei Holzmeissel; der klotzige, bienenhäuschengrosse Kerl schien ihnen zu hart oder zu zähe zu sein.

Und das ist jetzt unsere Linde? Sie stand doch immer da wie ein Herrgott. Trotzte jedem Wetter. Trotzte sogar der Zeit. Hei, wie rauschte sie auf,